

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941 1939

31 (30.7.1939)

Der starke Knecht

Von ANDREAS THOM



Vesper bei der Erntearbeit

Zeichnung: Mathias Hehl

Er hieß Florian Fürgasser, und das Klang eigentlich ganz friedlich. Er war es auch bis nun gewesen und wird es wahrscheinlich weiterhin bleiben. Er war der einzige Knecht des Dorfes, der keinerlei Händel hatte, jedermanns Freund hieß und alles im guten ausrichtete. Dies kam aber nicht etwa von einer besonderen Friedfertigkeit seines Herzens, oder gar von jener unmännlichen Feigheit, die zu allem ja sagt, nur um feinen Widerspruch zu erregen. Florian war ganz im Gegenteil ein heftiger, aufbrausender Kerl, der für sein Leben gern mit den Fäusten geredet hätte, in seiner Umgebung jedoch niemanden fand, der sich auf ein solches Gespräch mit ihm einlassen würde. Fürgasser war nämlich auch ein Riese an Gestalt und ein Bär an Kräften. Er hatte den wutranken Hund des Schlächters, eine gewaltige, weithin gefürchtete Dogge, mit bloßen Händen frei in der Luft erwürgt, um die Leute des Dorfes vor größerem Schaden zu bewahren; er ackerte den schwersten Boden mit einer einzigen Hand an der Sterze ellentief um, als hätte er ein Butterbrot zu streichen; die harte Arbeit des Holzschlagens trieb er wie ein Kinderpiel.

Weil aber nun in einer Gemeinschaft immer einer zum andern steht und niemand für sich allein bleibt, so hatte Florian seinen Kreis von Freunden, für den er mutig eintrat, wenn es gelegentlich sein mußte. Es geschah freilich, daß diese Gelegenheiten immer seltener wurden und bald ganz aufhörten, denn mit dem riesigen Fürgasser im Bunde war jedermann härter, als irgendein anderer sein konnte. So stiftete die Kraft dieses

ring aber immer nur sich selber dabei. Er goß ihm heimlich Brantwein ins Bier und hoffte, auf diese Weise den Riesen aus dem Gleichgewicht zu bringen. Doch Florian verschlug es nichts. Auch eine Kartenpartie ging daneben. Der Wirt hatte sich ein paar Kräfte aus dem Nachbarort verschrieben und Fürgasser an ihren Tisch bugsiert. Er war kein berühmter Kartenschläger, spielte aber doch ganz gut. Er gewann auch seinen Teil. Dann aber wendete sich das Blatt, und er verlor Runde um Runde einen Liter nach dem anderen, so daß sie mit dem Saufen gar nicht nachkommen konnten. Plötzlich sprang Florian von seinem Sitz auf, griff dem nächsten in die Karten und hatte ihn beim Schwindeln ertappt. Was dann kam, war wohl eine Rauferei, wie sie schöner im „Steinernen Löwen“ schon lange nicht abgehalten worden war. Sie endete allerdings anders, als es sich der Wirt vorausgedacht hatte. Es gab nämlich kein einziges zerbrochenes Glas dabei, nur zwei verbeulte, blutige Köpfe, doch für diese konnten keine Unkosten berechnet werden.

Da kam Hilde in das Dorf. Sie trat beim Bürgermeister als Aushilfe in den Dienst und blieb dann für immer, weil man sich nicht mehr von ihr trennen wollte. Hilde war klein und schwach, ein Kind von einem Mädchen und doch schon ihre zwanzig Jahre alt. Sie lächelte immer und lachte, daß einem das Herz in der Brust vor Vergnügen wippte. Sie hatte nußbraune Ringelhaare, die sich durch keinen Kamm händigen ließen und selbst beim Kopftuch vorwiegend an beiden Seiten herauslugten. Ihre Augen waren schwarz und hätten auch des Teufels sein können. Ihre Blicke wärmten, wann immer sie einen anschaut, und machten so manchem im Dorfe mehr heiß, als er zugeben möchte. Florian schmolz geradezu, wenn er es wagte, ihr richtig unter die Augen zu treten. Er wurde auch sonst völlig verwandelt. Er mußte unbedingt etwas Besonderes tun, und besaß wirklich nur seine bärenhaften Kräfte, sich vor den anderen damit auszeichnen. Er fing also ganz von selber zu hänkern und zu rausen an und holte sich seine Dpfer mitten aus dem tiefsten Frieden des Dorfes heraus, weil er anders keinen Gegner fand, um seine Ueberlegenheit zu beweisen und sich einen besseren Namen zu machen. Der Wirt frohlockte. Es kam nun doch gesunde Luft unter die trägen Leute, wehte ein frischerer Wind, und das bekam den Wein- und Bierfässern im Keller gar nicht schlecht. Florian war nämlich auch ein Trinker geworden und trank mehr, als ansonst ihrer drei verzapfen konnten.

Hilde hörte es mit Trauer. Sie bewunderte alles Große und Starke und wußte bei diesem Menschen wahrhaftig nicht, wo sie anfangen und wo sie damit aufhören sollte. Florian war doch ein junger, hübscher Mensch

und hätte ihr ganz leicht auch mehr bedeuten können. Er wollte aber nicht. Er tanzte wohl mit ihr und drückte sie, daß ihre zarten Rippen schmerzten. Doch er küßte sie nicht. Bis dann der einfältige Matthias kam und sie vom Fied weg haben und heiraten wollte. Das war zuviel. Das konnte Florian unmöglich geschehen lassen. Und er holte sich den frechen Räuber eines Abends von ihrem Fenster weg, packte ihn beim Genick und wollte Mensch und Kleider über eine Erle weg in den Mühlbach werfen.

Da sprang ihn Hilde mit lauter Stimme an: Was ihm denn einfiel? Und wieso er sich im Rechten meinte? Er hätte doch keinen Anspruch auf sie, gar keinen, und müßte sie unbedingt erst fragen. Florian fragte allerdings nicht viel. Er ließ den windigen Matthias laufen, holte die kleine, zierliche Hilde wie eine Puppe aus ihrer Stube durch das Fenster nach außen, und nahm sie so sanft und zärtlich an sich, wie er in seinem ganzen Leben noch nichts genommen hatte und Hilde sagte nicht nein.

Florian wurde der beste und aufmerksamste Liebhaber, den sich ein Mädchen überhaupt nur wünschen konnte. Er arbeitete und sparte. Er dachte an einen eigenen Herd, und der kostete Geld. Er trank auch nicht mehr. Der Wirt schimpfte und fluchte und versuchte sein Glück von der anderen Seite. Er setzte schlechte Reden über Hilde in Umlauf. Sie wurden freilich von keinem Menschen geglaubt und machten ihm nur selber Schande. Dennoch kam Florian eines Abends gegangen, trat offen vor den Verleumdern hin und gab ihm von rechts und von links, was auf seinen dicken Backen Platz hatte, ging hernach in den Schank und riß mit einem Griff den großen Gläserkasten um, daß es im ganzen Dorf nach Scherben prasselte und klirrte. Nun hatte der Wirt, was er wollte, nur daß er diesmal keinerlei Vorteil daraus zog. Er hätte sich anders vor Gericht verantworten müssen, und verzichtete lieber auf jeden Schadenersatz.

Es geschah auch niemals wieder, daß Florian Fürgasser so unziemlichen Gebrauch von seinen Kräften machte. Er war und blieb der friedfertigste Mensch, ein Riese an Gestalt und ein Kind an Herzen. Er liebte seine Frau, denn das war Hilde bald geworden, und wagte kaum mit einer Fingerspitze hinzutupfen, um ihr nicht weh zu tun und nichts an ihrem Körper zu zerbrechen. Ihr Glück war ohne Grenzen, denn es kam in jedem Jahr ein Kind und sind bis nun schon ihrer sechse gekommen.

So stark ist die Liebe, und so schwach wird ein Mensch, wenn er ihr verfällt. Ein wahrer Segen, daß wir sie haben. Die Welt wäre anders von uns groben Männern wahrscheinlich schon zerfallen und das Leben längst schon totgetreten worden.

SOMMERGANG

Fern rauscht ein Wehr — ich bin allein
auf grünen, halbvergesenen Wegen,
von weißen Blumen wogt der Rain,
das Feld liegt still im Sonnenregen.

Ein Heuruch steigt zu mir empor
und mischt sich mit dem Duft der Blüten;
am Weg ein blühend Rosenlor
scheint ein Geheimnis froh zu hüten.

Die schwanken Gräser neigen sich,
und küßt mir doch kein Hauch die Augen.
Ob eine Hand darüber strich
und meine Augen nur nicht taugen?

Still lauscht des Waldes grüne Pracht,
kein Blatt wagt sich zu regen —
das Korn im Felde neigt sich sacht
zu danken für empfangnen Segen.

Des fernen Wassers steter Gang
klingt süßer diesen heiligen Stunden,
ich habe auf dem stillen Gang
im Felde — Gottes Spur gefunden.

Lina Kromer.

einen auch gleich den Frieden des ganzen Dorfes. Der Bürgermeister freute sich und lobte seinen Knecht. Die Bauern hatten gute Ruhe und schliefen sich gehörig darauf aus.

Nur der Wirt vom „Steinernen Löwen“ war es nicht zufrieden. Er hatte bei den fest täglichen Raufereien seine besten Geschäfte gemacht und für jedes zerbrochene Glas ihrer drei oder vier verrechnet und fand einen Strichtag ohne dieses Vergnügen nachgerade gotteslästerlich. Er war Florian demnach nicht wohlgesinnt und legte ihm eine Falle nach der andern,

Meisterschule für das Damenschneiderhandwerk

Besuch bei tüchtigen Mädeln in Baden-Baden — Selbstentwurf und handwerkliche Arbeit

Seit einigen Jahren besitzt Baden-Baden eine Meisterschule für das Damenschneiderhandwerk (Fachschule), die ihren Schülern eine Fülle des Wissenswerten und Praktischen mit auf den Weg zu geben hat, und sich darum eines interessierten Besuches aus Fachkreisen des ganzen Reichs erfreut. Dieses von Staat und Stadt getragene Institut, das unter der Leitung von Direktor Karcher steht, konnte auch deshalb in Baden-Baden solch gute Entwicklung nehmen, weil sich den Schülerinnen in dem eleganten Kurleben eine lebendige Ergänzung zu dem auf der Schule gelehrt und praktisch geübten Können bietet.

Der Schulgründung lag damals der Gedanke zugrunde, den Nacharbeiternachwuchs zu fördern, eine Zielsetzung, die im Lauf der Jahre in hohem Maße erfüllt wurde. Weitens werden die einjährigen Kurse besucht, und zwar um den Schneideseitinnen eine bessere Ausbildung und Erziehung zur Grundausbildung zu geben. Wenn hier, was oft ja meistens geschieht, die Meisterinnenprüfung abgelegt werden soll, bleiben nach wie vor die fünf Gesellenjahre vorbedingung, deren Leistung dann durch den Besuch der Schule abgegolten wird.

Wir haben wieder hoch, unterhalb des Neuen Schlosses gelegenen Schule einen Besuch abgestattet, um einmal einen Einblick in die Methodik zu gewinnen, in der die Schülerinnen hier ausgebildet werden. An glücklicher

zeichnen, Schmuckkunde und Dekorationsübungen. Dies ist natürlich auf dem allgemeinbildenden sowie betriebswirtschaftlichen Unterricht geknüpft, dann abgeben von der handwerklich gealtenden und der technischen Ausbildung; schließlich sei der Vollständigkeit halber erwähnt, daß auch die Selbstübungen nicht zu kurz kommen!

Von vornherein sind die Mädel auf eine selbständige Arbeit gestellt, und von der Wäsche aufwärts — sie hier all die handwerklichen Arbeiten selbst anpacken. Da werden wir einen Blick in den großen Schneideraal, wo viele Mädelköpfe über der Arbeit gebüdet sitzen, Ausschneiden, Nähen und Abheften. Es macht ihnen viel Freude, einmal so ganz selbst entwerfen zu können. Bei aller Pflege der geschmacklichen Ausbildung und der eleganten Modegestaltung wird natürlich das praktische Moment sehr stark gefördert, da viele Schülerinnen (deren 21 in diesem Frühjahr hier die Meisterinnenprüfung bestanden!) ja wieder in ihren auch ländlichen Wirtschaftskreisen zurückkehren.

An Hand einer stattlichen Anzahl selbst entworfener und natürlich auch selbst gearbeiteter Stücke konnte man sich davon überzeugen, wie vielseitig und adäquat hier gearbeitet wird. Da lag man wunderbare große Abendkleider in aparter, farbauchene, lässliche Kleider, ein Strandkostüm sowie launenhaft strengere Arbeiten wie Rock und Bluse, Kostüm, Nachmittagskleider und der anderen Modestellungen mehr. Wir geben im Bilde eine Probe von den hier entworfener und durchgeführten Arbeiten.

Welch guten Ruf unsere Baden-Badener Schule im Reich besitzt, bestätigt uns die Tatsache, daß sie nun-



Das ländliche Kleid besteht aus einer weichen Leinwand und einem rotweiß karierten Bandenrock mit niederrartigem Gürtel. Darüber wird das kurze Jäckchen getragen, das die gleiche Leinwand aufweist wie die übrigen Teile.

Weise ergänzen sich die praktische und die theoretische Seite in diesem Unterrichtsplan. In erster Linie soll hier die geschmackliche und künstlerische selbständige Persönlichkeit gebildet werden, die in jeder guten Schneiderin nun einmal liegen. Neben der Betonung des handwerklichen und künstlerischen Moments wird vor allem die eigensinnige Entwurfsarbeit gefördert, und dies nach den Gesichtspunkten einer deutschen Mode. Aus dem reichen, unerschöpflichen Fundus der Kunstgeschichte, seien in diesem Zusammenhang Kultur- und Kunstgeschichte, sowie Kostümkunde genannt, ferner Zeichnen, Malen, Schnitt-

Richtige Kindererziehung

„Nur selten sind die Kinder schuld — Dinge, die die Entwicklung stören“

„Nervös“ ist heutzutage ein beliebtes Wort. Wenn ich auftraue und rasch gereizt bin, meinen Mitmenschen gegenüber, und diese befragen sich, so entschuldige ich mich mit meiner „Nervosität“. Wenn ich aufgeregt, übermäßig und hektisch bin, so meine ich, ich sei „nervös“. Wenn ich erhöhten Anforderungen des Lebens gegenüber versage, so ist wiederum meine „Nervosität“ eine herrliche Ausrede, die ich meist selber glaube. Auch unsere Kinder sind „nervös“!

Ich sitze in einer Anlage. Neben mir auf der Bank eine Mutter, die zwei kleine Mädchen beaufsichtigt. Fast ohne Unterbrechung höre ich: „Junge, geh nicht so weit weg, Delga, geh auf deinen Mantel auf, kommt jetzt noch daher, laßt dich ein bisschen herum, nein, nicht so schnell um, um!“. „Ach ja“, meint die Mutter dann zu mir, „meine Kinder sind beide recht nervös!“. „Du dumme Gans, möchte ich ihr am liebsten antworten, nervös sind sie nicht, aber aufgeregt und ohne innere Ruhe und Harmonie; und daran bist du ganz allein schuld, denn wie können Kinder ihr Leben leben und sich entspannen, wenn man sie keinen Augenblick in Ruhe läßt?“. „Geh die Nervosität bei Kindern ist sehr selten. Aber unbeherrschte Eltern können ihre Kinder nervös machen. Wenn deine Nerven wirklich versagen, wenn du z. B. ein Angestellter bei Gewitter nicht unterdrücken kannst, so zeige es deinen Kindern nicht, denn Unvorsichtigkeit ist außerordentlich ansteckend, und willst du wirklich, daß deine Kinder sich gerade so verhalten? Da heißt es eben, sich den Kindern zu Liebe zusammennehmen. Auch die vielen ängstlichen Kinder sind nicht „nervös“, oder doch in den wenigsten Fällen. Zappeligkeit ist sehr oft eine innere Unbeherrschtheit, ein sich nicht-zusammennehmen-können. Der Zappeligkeit ist nicht schuld. Sein Verfall, der Nervenzustand Hofmann hat nicht umsonst unter sein Bild gemalt. Damit will ich nun nicht sagen, daß Zappeligkeit unbedingt mit Ruten ausgetrieben werden soll, im Gegen-



Dreiteiliges Strandkostüm aus handgewebtem Stoff (Beize mit rot); kurze Hose mit luftigem Oberteil, abgesetzter Rock mit Hochverleib. Der elegante weiße Mantel vervollständigt den Anzug für die Straße.

mehr von der Nachführung des Werkes „Glaube und Schönheit“ den Auftrag erhielt, eine Anzahl von Kleidern verschiedenster Art, zu entwerfen und herzustellen, die im Frühjahr in Berlin auszuführen werden sollen. So sind die Mädel, die auch einen fröhlichen, kameradschaftlichen Geist pflegen, mit Stolz und Eifer mit ihren ausgezeichneten Fähigkeiten befrachten bei der Sache, diesen Auftrag würdig durchzuführen, der sie und ihre Arbeit im hohen Maße auszeichnet.

Jetzt ist es Zeit an den Ofen zu denken!

Wie, jetzt an den Ofen denken? Länger als uns lieb war, mußte man ihn in diesem Jahr beanspruchen. Nun die Sonne genug Wärme spendet, lassen wir den treuen Ofen achlos in der Ecke stehen und sind froh, ihn nicht mehr bedienen zu müssen. Kommen dann im Frühherbst die ersten kalten, regnerischen Abende, an denen er uns wieder behagliche Wärme zuführen soll, so streift er nachträglich: er raucht — kein Wunder bei den verflachten Jagen! — und zwar keinen Gutes. Also schnell am nächsten Tag den Ofen wieder herbeiführen! Das so schnell geht das nicht. Der Meister hat nämlich um diese Zeit alle Hände voll zu tun, um nach den Ofen zu sehen, die nicht recht brennen. Im Sommer hätte er genug Zeit gehabt, unseren Ofen instand zu setzen.

Also doch: jetzt, wo die Heizperiode aufgehört hat, an den Ofen denken! Selbstverständlich entfernen wir zunächst die Asche und zwar sofort, bevor sie der Luftzug im Innern der Heiz-Röhre verteilt. Dann bestellen wir den Ofenmeister. Diese Ausgabe für eine sachgemäße Instandsetzung des Ofens ist nämlich bestimmt nicht überflüssig, sogar wenn unser Ofen noch keine Spur von Verfall zeigt. Ein bis in die letzten Winkel gesäubertes und richtig abmontiertes Gefäß, für den Herbst gerichtet im nächsten Winter eine Menge Kohlen, ist ein sehr gutes Geschäft, es ist ja nicht um das Reinigen allein. Weist man auch irgendwelche schadhafte Stellen mit Leim verfrachten werden — sonst ist der Ofen nicht dicht, also auch der Zug nicht regulierbar — oder an älteren Ofen, besonders Kachelöfen, sind sonstige Schäden auszubessern. Wie schlimm, wenn mitten im Winter ein solcher Schaden, durch das intensive Heizen plötzlich „brennen“ geworden, eine Reparatur und damit eine vielleicht längere Pause in der Zimmerheizung erforderlich würde.

Rein, wir wollen also so flug fein und gleich jetzt dem Zimmerofen die nötige Pflege angedenken lassen. Dann haben wir das angenehme Gefühl, für den Herbst gerichtet zu sein. Aber einen Fehler wollen wir bestimmt vermeiden: den Ofen über den Sommer mit Papier vollstopfen! Soll die Papierrolle gleich wieder die laubere gereinigten Röhre füllen? Und übrigens gehört einfach jedes Stück Papier in den Papierkorb und dann in den Saal, der dem Abmaterialienhändler zum Eintampfen abgeliefert wird. Ein so wertvoller Rohstoff wie Altpapier darf nicht verbrannt werden und noch viel weniger natürlich Knochen oder Lumpen, sogar wenn es sich um ganz kleine Mengen handelt. „Jedes Stück an feinem Plastik“, diesen Wohlstand einer ordnungsliebenden Hausfrau müssen wir auch auf das im Haushalt anfallende Abmaterial anwenden. Tilla Wintergerst.

Aluminium hält sich lange schön

Aluminiumgefäß und Aluminiumtöpfe gehören heute unentbehrlich zu dem am meisten gebrauchten Hausgerät. Da sie sehr leicht und verhältnismäßig fest, die ebenfalls ihre Abnutzung braucht die Hausfrau auch nicht auf den schönen Glanz zu verzichten, mit dem sie sich in der Küche so gern umgibt und der erhalten bleiben kann, wenn man dieses Leichtmetall richtig behandelt und sachgemäß pflegt.

Vor allem hüte man sich vor groben, kratzenden Substanzen, wie z. B. Metallschlappen und Kupferbürsten. Man halte sich vielmehr an bewährte Putz- und Reinigungsmitel und wolle damit den Mattglanz des Aluminiums. Nach dem eigentlichen Abwaschen damit nehme man einen trockenen Lappen und etwas Scheuervulver, für glänzende Aluminiumgeschirre dagegen nur ein weiches Wattebündel. Von Zeit zu Zeit nimmt man außerdem ein kühles Putzmittel und bearbeitet das Gefäß damit entsprechend der Gebrauchsanweisung.

Wie in allen Metallen, bildet sich auch im Aluminiumgefäß mit der Zeit Rostflecken. Das ist eine ganz natürliche Erscheinung, da jedes Metall aus Eisen und Braunenerz besteht und andere Mineralien enthält, die sich beim Kochen ablagern. Man kann den Rostflecken entfernen, indem man so viel Weineisig oder Essigsäure in den Rost gibt, bis der Boden auf beudet ist. Dann wird der Deckel auf den Rost gelegt und der Ofen aufgedeckt. Falls das nicht hilft, verühre man es nochmals mit einem Auslösen mit Sodaatlauge.

An den Innenwänden neuer Aluminiumtöpfe stellt man oftmals eine dunkle Schicht fest, die ebenfalls ihre Ursache im Rost hat. Der Geschmack der darin gekochten Speisen wird dadurch nicht beeinträchtigt, da die Schicht fest anhaftet und höchstens als ein kleiner Schönheitsfehler gewertet werden kann, der auf der anderen Seite den Vorteil hat, gewissermaßen als feste Schutzschicht die Aluminiumwand zu schonen. Wer sie jedoch entfernen will, fache den Topf mit Wasser und einiacen Essigessenz oder Borax aus.

Wer mit den praktischen, dauerhaften und allgemein als handlich empfundenen Aluminiumgefäßen umzugehen verheißt, wird sie schließlich müssen mögen. Sie blitzen und blinken auch nach längerem Gebrauch, wenn man sie nach diesen erprobten Vorschriften behandelt.

M. L. Fischer, Heilpädagogin.

lachten beide über diesen Ausspruch. Als ich ihm meine Freude über das bei Diebstahl herausgegebene Bäcklein aussprach, meinte er: „Ja, ich hab mit fast 80 Jahr die Gabe“ entdeckt, daß ich schreiben kann. Spreche hab ich nie gut könne, sogar bei meiner Red' im Landtag hab ich gestottert und hab's nicht so fließend rausgebracht. Ich hab mit als beim Präsident, dem Prinz Max, entschuldigt.“ „Na“, meinte ich, „es kommt wohl darauf an, was gesagt wird. Bismarck hat auch stotternd gesprochen. Das ist viel eher ein Zeichen inneren Ringens“. Als ich u. a. vom Humor sprach, der so wichtig in dunklen Zeiten, weil er eine Botschaft ist, da die kranken keine Augen so schnell her zu mir und er lachte: „Schade ist allemal was Heißes. Es gibt kein noch so dunkles Wetter, das mit e' Erde war, wo Sonn' hinflechte kommt.“ Ich nahm mir vor, bald wieder zu dem Meister zu gehen.

10. November 1924

Hans Thomas Bestattung

Zu Thoma kam ich fast nie ohne ihm Blumen zu bringen. Er liebte besonders solche in frischen Farben. Und so nahm ich auch zu der ersten Todesfeier ein Straußlein leuchtend roter Blüten mit. Die Lebensfarbe.

Draußen am Friedhof ist alles abgesperrt. Zwei Schulleute an der Elektrischen, zwei am Eingangstor. Die drei Tore zum Friedhof sind geschlossen. Man darf nur mit Eintrittskarten hinein. Auf der kleinen schwarzen Tafel links vom Eingang, wo alle Namen der Verstorbenen und ihre Beisetzungsstunden mit Kreide geschrieben sind, lese ich: Hans Thoma 1/8 Uhr. Kein hoher Titel — er hatte deren viele! — nur die zwei Namen — wie gehen Karl Müller oder Franz Schneider dahina. Thoma bedurfte keiner Titel! Ich trat in die Kapelle. Sein einziger Schüler, jetzt Professor Hans Adolf Bühler, hatte den ersten Raum feierlich gestaltet. Man sah keine nichternen graugetünchten Wände mehr. Ein schwarzes Feiertuch ist ihnen angelegt worden. Um den Katafalk standen Vorbeerbäume. Vier Kandelaber mit unheimlichem aufgesetzten Wachstern umgeben den schlichten braunen Sarg, um den eine Girlande von Feinlein und Vorbeer gelegt war, mit lila Schleifen gebunden. Rechts und links vom Sarg hielten 8 junge Kunstschüler die Ehrenwache.

Eine Fülle riesenroter Vorbeerfränze bedeckten den Boden und waren um den Sarg gelegt. So viele, daß der

Chor der Kapelle wie mit einem grünen Teppich belegt erschien.

Die Redatoren der Universitäten Heidelberg und Freiburg und der Karlsruher Hochschule waren in Talaren mit blauen und lila Aufschlägen und der goldenen Amtsette erschienen.

Die Kapelle ist überfüllt von Künstlern und Kunstfreunden. Auch der Bürgermeister des Heimatsortes Verman, ein hagerer Mann mit Memmingerbus, war gekommen. Ein Farrer hält die Rede. Er währt es nach Thomas Sinn gegangenen wäre, so wäre eine solche Rede, die ihn und seine Kunst zu preisen verfluchte, sicher unterblieben.

Nach der Rede hoben die acht jungen Kunstschüler den Sarg auf und trugen ihn zum Ehrengrab. Ich vergesse dieses tief ergreifende Bild niemals. Es war ein düsterer, grauer Novembertag mit ziehenden Wolken.

In feierlich weiche und ehrenvoller Weise wurde der liebe Meister wirklich zur letzten Ruhestätte getragen! Hinter dem Sarg und ihn umgebend folgten acht weißgekleidete junge Mädchen, eine Girlande aus Vorbeer und Blumen tragend. Ihnen voraus schritt die junge Tochter Bühlers, Danelle, auch im weißen Kleid. Sie trug ein weiches Sammetkleid in den Händen, auf dem der goldene Künstler-Vorbeerstrang Thomas lag — ihm der goldene Künstler-Vorbeerstrang zum Grab — ich sah immer nur den hochgetragenen braunen Sarg vor mir, sah das erste feierliche Schreiten der jungen Träger und die weiche Mädchenstufen unter dem herblühenden grauen Novembertimmel. Am Grab waren Vorbeerbäume aufgestellt. Ein Kunstschüler mit einer weißbeiden Fahne, auf der der H. Michael gemalt war und von der ein langer, schwarzer Flor herniederhing, stand zu Häupten des Grabes und senkte die Fahne, als der Sarg unter den üblichen Zeremonien hinabgelassen wurde.

Da plötzlich fiel helle vom Himmel, ein Wolkenhauf entfiel, aus dem Sonnenlicht herabstrahlte und im selben Augenblick erlöste von Kinderstimmen gelungenen Thoma's Lieblichkeits:

„O Schwanen, o Schwanen, wie bist du so schön wie locken das Herz dein schwarzdunkeln Schwan und kommt ein mein Standlein, bei dir nur allein, von dir überwölbt will begehnen ich sein.“ —

Ein Lehrer der Volksschule hatte mit feiner Klasse dem toten Meister diesen erquickenden Abschiedsgruß zugebracht. Der Sonnenstrahl fiel über die Gräber und durchbrach die Novembertimmone. Mir war's, als müßten jetzt alle Vögel in den Zugängen anfangen mitzusingen.

clearafaisst

Gespräche mit Hans Thoma

(Schluß)

Mit einem leuchtenden Kornblumenstrauß ging ich zu Thoma, der sich an den Blumen freute und sie lange mit frohen Augen in den Händen hielt. Er acht schoneren Schrittes, aber er hielt so gut aus, keine Kräfte in dem alten Gesicht. Wir sprachen über Theosophie, der er sehr fern steht. Thoma sagte, das Geheimnisvolle soll Geheimnis bleiben; die letzten Dinge sind uns verborgen und es ist wohl recht so.

1920

Thoma sah am Fenster an seinem Schreibtisch im Schlafzimmer, weil er in seinem Zimmer nicht heizen lassen kann. Schmerzhaft wollte er aufstehen, ich bat ihn aber sitzen zu bleiben und setzte mich neben ihn und sah nicht in die heute so frohlangenden Augen, die so gar nicht alt aus dem frischen Gesicht hervorschaute. Er war froh, daß mal keine „Andern“ Blinde kamen. „Wenn mehrere da sind, kriecht man dann so oberflächlich?“, fragte er. „Dann kriecht er über den Arrium, daß man möchte, wer eine höhere Schule oder eine Universität besucht habe, wäre gebildeter. Thoma meint, daß es unter den nicht auf Hochschulen oder auf Gymnasien flug gewordenen Kluge und oft weisheitliche Menschen aabe, als unter Jenen.“

Den Ausspruch „freie Bahn dem Tüchtigen“, mag er gar nicht. „Wer ist der Tüchtige? Der am besten das Ellenbogengleichgewicht verht?“

Schilvester 1921

Als ich kam, sah Thoma in einem Fahrstuhl, sah aber aus aus, und seine Augen strahlten viel Wärme aus. Ich legte ihm den Immortellenstrauß auf den Tisch, die Blumen leuchteten von tiefen Bronze bis ins Licht Rot und Rosa.

Thoma freut's, daß ich auch seinen Humor gut verhe, der so nahe an den Ernst grenzt. Was wollen wir

denn mehr? Den Kopf hängen lassen und sagen, nein! Das soll man nicht, das hilft auch nicht! Und im Laufe des Gesprächs sagte er: „Gewöhnlich sind die Menschen alle besser als wir denken. Wenn man sie näher kennen, dann merkt man, daß in jedem Gutes steckt. Die Verhältnisse, unter denen die Menschen aufwachsen, machen sie oft so unympathisch. Sie müssen dann ja selbst am meisten darunter leiden, daß man sie nicht mag — und können's doch oft nicht ändern! Mich dauern solche Menschen immer, denn viele Freuden werden ihnen nie zuteil!“ Und immer wieder griff er nach den Blumen, die so metallisch glänzten und bewunderte die Harmonie ihrer Farben.

Es war heute ein Holzhändler bei ihm gewesen, der wollte ein Bild kaufen für eine halbe Million! Aber er bekam keines! Magde Thoma sagte: „Was mein Bruder noch im Besitz hat, das hängt an unsern Wänden und da nehmen wir's nur herunter, wenn einmal das „muh“ kommt! Ich hoffe, daß das aber nicht kommt so lange er lebt!“

1923

Hans Thoma zum 84. Geburtstag gratuliert

Er sah am Schreibtisch, einen Schal um die Schultern, vor sich Blumen. Ich brachte ihm einen Strauß bunter Astern. Als die Blüte keiner dann entfielen und ich sie aufhob, sagte er: „Ich kann sie nimmer aufheben.“ Und dann lenkte ich seine Aufmerksamkeit auf seine große Kunst, sprach ihm von der Freude, die ich im Kunstverein hatte an den seinen Bildern, z. B. der Böve von der Götterjungfrau getränkt. Er sagte: „Ich glaube, meine Kunst können alle, auch das Volk, verstehen. Die Kunst ist nicht für die Reichen, die haben mich zum Vorbild genommen, zu ihrem Führer, weil ich alles so einfach zeichne.“ Da meinte ich: „Das ist ja ein gutes Zeichen, wenn die Kunstisten einem Thoma nachzublicken wollen.“ Und wir

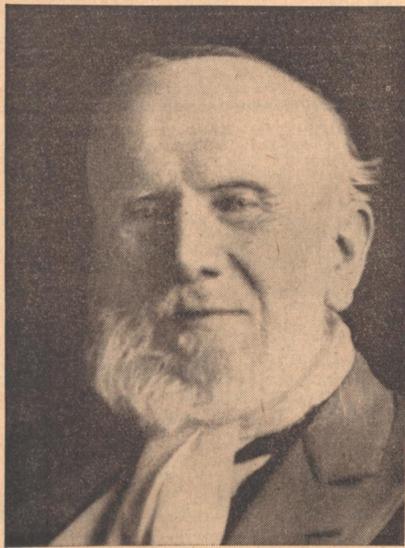
Hüterin deutscher Kunst

Bilder und Dokumente zur Geschichte der Staatl. Kunsthalle Karlsruhe

Von Dr. Gerda Richter

IV

Nach dem am 5. Juni 1880 erfolgten Tode Lessings trat für die nächsten fünf Jahre eine Pause in der Besetzung der Stelle des Galeriedirektors ein. Während dieser Zeit verwaltete der schon seit 1846 als Assistent Frommels an der Kunsthalle tätige badische Maler Ernst Richard die Galerie, er wurde 1859 zum Inspektor, 1884 zum Obergalerie-Inspektor ernannt. Mit dem Spätherbst des Jahres 1884 erhielt die Kunsthalle wieder einen neuen Leiter, zum ersten Male seit ihrem Bestehen einen Fachgelehrten von Ruf, Professor Wilhelm Lübke, dem zugleich mit seiner Professur an der Technischen Hoch-



Ernst Richard (Aufnahme: Privat)

schule „Die Leitung der großherzoglichen Kunsthalle, soweit sich solche auf die Gemäldegalerie, sowie die Sammlungen der Skulpturen und Gipsabgüsse bezieht“, übertragen wurde.

Die geschäftlichen Arbeiten lagen während der Amtszeit Lübkes in den Händen des bewährten und erfahrenen Malers Richard, dem 1891 in dem zum Direktorialassistenten ernannten Karlsruher Kunsthistoriker Karl Koeltz eine wissenschaftliche Hilfskraft zur Seite gestellt wurde. Die geistige Führung wie die sachliche Betreuung, die sich bei der Umarbeitung des Katalogs wohltuend auswirkte, blieb Lübke vorbehalten, der das Amt des Vorstandes der Kunsthalle zusammen mit seiner Professur für Kunstgeschichte verlor. Auf Einzelheiten der Galerietätigkeit Lübkes und Ernst Richards, der 1898-99 sein Nachfolger wurde, wollen wir nicht eingehen. Die seit den Gründungsjahren des Museums gegebene Zielsetzung der Förderung zeitgenössischer deutscher Kunst wurde auf breiter Basis und den neuen Anforderungen entsprechend weitergeführt. So treten in den 80er und 90er Jahren die Meister der badischen Landschaftsschule, die nach der romantischen und historischen Epoche das Karlsruher Kunstleben beherrschten, der Schwabe Gustav Schönleber, der Dresdener Hermann Baisch, der Münchner Friedrich Kallmorgen und ihre Nachfolger, Paul v. Ravenstein, Julius Bergmann, Hans v. Wolkmann, mit Hauptwerken in der Galerie in Erscheinung. Es folgten aufeinander wichtige Erwerbungen badischer Meister: 1883 Schönlebers Frühwerk „Holländisches Dorf in Abendstimmung“, 1885 Lugos „Baldausgang“ und „Drehschiff“, Baischs „Wiesherde am Abend“, 1887 Kallmorgens große „Ameisenüberflutung“, 1890 Schönlebers „Mondnacht“, 1891 Galemanns „Trüberger Wallfahrtskirche“, 1894 K. v. Fahrbachs „Heidelberger Stadtwald“, Baischs schöne holländische Studien aus Ober- und



Wilhelm Trübner

v. Ravensteins bekannte „Durlacher Waldlichtung“, 1896 Eugen Brachts „Ziehende Wolken in der Lüneburger Heide“, Baischs „Maimorgen“, 1897 v. Wolkmanns „Herbstgold“. Endlich am 7. April 1899 zieht Hans Thoma erste Galerierwerbung „Das Rheintal bei Säckingen“ als Auftakt seiner späteren Vererbung in die Galerie ein, ein Jahr früher, im März 1898, waren die beiden Frühwerke Trübners „Cäsar am Rubikon“ und das „Alte Paar in der Kirche“ angekauft worden.

Doch wir müssen noch einmal zu dem für die Galeriegeschichte so wichtigen Jahr 1890 zurückkehren. Am 24. Mai 1890 wurde auf Anregung und Betreiben Lübkes Feuerbachs „Gott in der Welt“ zum Preis von 45 000 M. aus dem Privatbesitz der Hannoveraner Malerin Marie Köhlers mittels Sonderbewilligung der badischen Landstände für die Badische Kunsthalle erworben. Anschließend an diesen großzügigen und wichtigen Kauf, der das eindrucksvollste Hauptwerk der deutschen Monumentalmalerei des 19. Jahrhunderts dem Karlsruher Museum sicherte, gingen weitere Gemälde von Feuerbach in den Besitz der Galerie über. Es waren dies Feuerbachs spätes Selbstbildnis von 1878, ein Geschenk des badischen Ministeriums der Justiz, des Kultus und Unterrichts, die Blumenstudie, die zur zweiten Berliner Fassung des Gastmahls gehört, und die Aquarellstudie zu Feuerbachs letztem venezianischem Werk, dem „Konzert“; alle drei vermutlich aus dem Besitz der Mutter des Künstlers, Frau Henriette Feuerbach, die in Heidelberg lebte und persönliche Beziehungen zu den maßgebenden Männern des Karlsruher Kunstlebens unterhielt. So war endlich durch diese schönen Erwerbungen, die für immer eine



Arthur Kampf Einsegnung der Freiwilligen 1813 Das Bild hängt augenblicklich in der Großen Deutschen Kunstausstellung in München

Zierde der Karlsruher Galerie bilden, ein Wunsch Feuerbachs erfüllt, mit seinen Hauptwerken in dem Museum seiner engeren Heimat vertreten zu sein. Die Frühwerke des „Dante“, das „Blumenmädchen“, die „Fosie“, das „Bildnis der Hanna“ waren schon im Anfang der 60er Jahre als großherzoglicher Privatbesitz erworben worden, sie gingen zuerst im großherzoglichen Schlosse auf der Mainau und wurden, wie schon Wolkmann berichtet, Ende der 60er Jahre der Galerie übergeben.

Wenn wir somit die Galerietätigkeit Lübkes und Richards von 1880-1899 überblicken, so müssen wir bekennen, daß der hohe Idealismus der Gründerjahre Früchte getragen hat. Auch in der inneren Organisation des Museums waren wiederholt Umgestaltungen und Neuerungen nötig geworden, die seit dem Hübkeschen Neubau bedeutendste Erweiterung erfolgte mit dem im Herbst 1896 fertiggestellten durchischen Anbau, dem nach

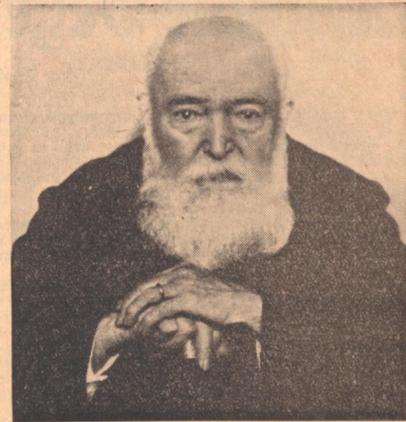
der Dörfle gelegenen Seitenflügel des Gebäudes, doch soll von diesen baulichen und hängegeographischen Aufgaben in anderem Zusammenhang berichtet werden. Das letzte Gemälde, das der achtzigjährige Direktor Richard nach einer 53jährigen Tätigkeit an der Galerie erwerben konnte, bedarf als schönes volkstümliches Werk zum Abschluß dieses Kapitels noch besonderer Erwähnung: Arthur Kampfs „Einsegnung der Freiwilligen von 1813“, das dem Karlsruher Kunstverein als Gewinn aus der Verlosung der „Verbindung für historische Kunst“ angefallen war und dann von der Galerie übernommen wurde.

*

Die Berufung Hans Thoma an die ehrenvolle Stelle des Karlsruher Galeriedirektors, die nach dem Tode von Richard am 12. Juni 1899 frei wurde, verdankt Karlsruhe dem damaligen Landesfürsten Großherzog Friedrich I. von Baden, dessen persönlicher Wunsch es war, Thoma wieder in sein badisches Heimatland zu ziehen. Schon am 2. Oktober 1899, dem 60. Geburtstag des Künstlers, war die Entscheidung für Karlsruhe gefallen, obwohl Thoma die Ueberfiedlung aus der liebgewordenen Wahlheimat Frankfurt in eine neue Welt und in große öffentliche Verpflichtungen zuerst als eine „gar schwere Sache“ empfand. Auch Cella Thoma, des Künstlers Gattin, hatte zuerst viele Bedenken, besonders als sie die alte, etwas winzige Dienstwohnung verlassen hatte, die ihrer nun statt eines schönen neuen Künstlerheimes wartete. Aber diese Bedenken wurden bald zerstreut und Thoma wurde in der alten historischen Wohnung mit dem malerischen Blick auf den botanischen Garten und dem großen Atelier recht heimisch. Ueber Thomas Galerietätigkeit kann man in seinen Lebenserinnerungen nachlesen.

Aus dem ersten Jahr der Galeriedirektion Hans Thoma ist in der Tat die Erwerbung des Tauberbischofsheimer Kreuzigungsaltars von Grünemald als das bedeutendste Ereignis zu buchen. Laut Vertrag, den Thoma mit unterschrieben hat, gingen die beiden Gemälde am 6. Juni 1900 für den Preis von 40 000 Mark aus dem Besitz des katholischen Stiftungsrates in Tauberbischofsheim an den Staat über. Die Kaufsumme war für die Erweiterung der Tauberbischofsheimer Pfarrkirche bestimmt. Die Bilder gingen vor ihrer Erwerbung im Tauberbischofsheimer Pfarrhaus, wohin sie auf persönlichen Wunsch Großherzog Friedrichs I. nach ihrer Kaiser-Wanderfahrt ausdrücklich wieder zurückgeführt waren, um sie dem Lande Baden zu erhalten. So haben beide einander so nahelebende Persönlichkeiten, Großherzog Friedrich I. als Landesfürst, wie Hans Thoma, der von ihm berufene Künstler, einen wesentlichen Anteil daran, daß dieses bedeutende Werk nach Karlsruhe kam.

Das zweite große in feierlicher Form begangene Ereignis, das wir Thomas Worten an der Galerie danken, ist die Stiftung des Hans-Thoma-Museums, das am 7. Oktober 1900 eingeweiht wurde. Durch diese großherzogliche Stiftung, an



Hans Thoma Aufnahme: Staatl. Kunsthalle

träge im badischen Landtag, eine neue Bedeutung. So spiegeln sich auch unter ihm, nicht anders wie bei seinen Vorgängern die Strömungen und Geschmacksrichtungen seiner Gegenwart wider. Auch in seiner Galerietätigkeit war sein Ziel gerichtet auf die Neuschaffung einer innerlich belebten deutschen Kunst; daraus verließen wir seine Milde und Güte allen jungen aufstrebenden Talenten gegenüber, in denen er eine neue Befähigung und einen neuen Willen zur Form sich regen sah. So wünschte er beim Neubau des Thoma-Museums nicht mehr die monumental übergroßen Säle, so lebte er die allzu großen, oft innerlich leeren Galeriformate neuerer Bilder ab. Auch hier war er der erklärte Freund neuerer, des engeren Umkreises, sondern des heimlich Antiken, das richtig erlebt, im kleinen Räume Größe entfalten kann. Thoma kommt seinem Geburtsdatum nach aus der Zeit der Befähigung, die wir die Romanik zu nennen gewohnt sind. Er wächst hinein in die Lebensbejahung des deutschen Realismus und er erfährt darüber hinaus eine neue geläuterte, vereinfachte, heimataube Innerlichkeit.

So ist der große Realist und der große schöpferisch freie Maler — viele glauben immer noch zu seinem Schanden — bewußt der Ueberwinder einer nur malerisch, nur auf Augenblindeindrücken beruhenden Kunst. Auch dem von ihm geleiteten Museum, das während seiner Amtszeit den Anschluss an den Impressionismus „veräuerte“, hat er damit für alle Zukunft richtungweisend seinen Stempel aufgedrückt. Er hat ein Ziel gesetzt, das sich ausdrückt in seiner Liebe zur altdeutschen Kunst und in seinen eigenen klar geformten Werken. Dies Ziel gilt dem Befehl der Erinnerung, der Spiegelung des Seelischen im sichtbaren Bereiche der Kunst, von der er selbst zu uns spricht:

„Man müßte mehr machen können, als nur das, was man sieht, des Menschen ganzes Dasein, sein Denken, Fühlen, Hören müßte sich im Auge konzentrieren. Es gibt eine Malerei, die aus scharfem Beobachten und Sehen hervorgegangen, die Beschaffenheit der Gegenstände, aber sonst nichts zeigt — man müßte den Zustand der eigenen Seele mitmalen können, der nicht beobachtet in solchen Stunden, sondern nur fühlt und sich eins fühlt mit der Natur. Nur Zeichen der Lebendigen Empfindung wird dann das Malen sein, Zeichen, die tot bleiben, wenn nicht ein liebendes Empfinden sie wiederzuleben vermag.“



Prof. Dr. Karl Koeltz Aufnahme: Privat

Zu Thoma 100. Geburtstag und zur 100-Jahrfeier der Galerie kann man nur eines wünschen, daß des Meisters Ziel dem Museum erhalten bleibt, dann darf die Kunsthalle sich stolz die Hüterin deutscher Kunst in den Oberherlanden nennen.



Hermann Baisch Landschaft bei Oberschie Aufnahmen: W. Schmidt, Karlsruhe (3)

Gelbame Begegnung in Paris

Von Toni Rothmund

Schon tagelang war ich in Paris herumgewandert, in dieser schönen Stadt, die durch Jahrhunderte unbekannt ihre Stille und Stillezeit bewahrt hat, so daß sie leicht ist, die gewaltigen Ereignisse der Geschichte, die sich vor den unergänglichen Kulissen dieser Straßen, Plätze, Kathedralen und Paläste abgepielt haben, mit dem geistigen Auge zu schauen.

Eines Tages schlenderte ich durch den Tuileriepark, schritt an der goldenen Statue der Jungfrau von Orleans vorbei und bog in die Straße der Pyramiden ein, um die Schaufenster zu betrachten.

Plötzlich fiel mein Blick auf einen Laden, dergleichen ich noch nirgends gesehen hatte, es war ein Laden für Heraldik. So stand auf der Wandfläche in schön geschriebenen Buchstaben geschrieben. Gesehen habe ich dort zwar keine Wappensteinen. Aber mitten im Schaufenster hing das Bildnis eines Knaben, und darunter eine Broschüre mit dem Aufdruck „Ludwig XVII., das größte Rätsel der Geschichte, die Geisel und der Spielball der Revolution“.

Ich trat in den Laden für Heraldik, um das Bild des kleinen Daubigny und die Broschüre zu kaufen.

Eine wunderliche, alte Dame fragte nach meinem Gehe. Sie machte einen merkwürdig schattenhaften Eindruck.

SOMMER

Weizen gelbt. Die schweren Köpfe wiegen leise hin und her.

Bäume ähnen, unter Segen fast begraben, täglich mehr. —

Hitze brauet an Gewittern; fern schon zieht ein Wolkenheer. Sonnenbrodemüberzittert liegt das Land, von Reife schwer.

Ernst Plösch.

druck. Sie war auch nicht nach der Mode gekleidet, sondern trug ein sackartiges Gewand von einem verholten gelblichen Seidenpapier, die Augen, als seien sie von vielem Weinen ausgewaschen. Ihre Stimme hatte etwas Gefährliches wie die sehr alter Menschen, die dem Tode nahe sind.

Als sie vernahm, was ich wollte, befehlte sie auf einmal ihr Gesicht, und sie wurde blass. Sie holte mit dem Bild und die Broschüre und sprach mit klammernden Worten von dem großen Unrecht, das man an dem Sohne des sechzehnten Ludwig begangen habe, und daß sie dafür lebe, es aufzuklären. Der ganze heraldische Laden war voll von den Bildern der Marie Antoinette, des Königs, und der Mitglieder der königlichen Familie. Irigendwo im Hintergrunde stand eine lebensgroße Büste des Daubigny aus rotem Ton. Die nahm sie in den Arm, küßte sie, nannte sie „mon bijou, ma petite ange“.

Die Kleine Alte sprach von all diesen Menschen, als könne sie sie persönlich, als habe sie noch gestern mit der unglücklichen Königin gesprochen. „Elle était bonne, Madame“, sagte sie und meinte dabei:

Ich hatte die Bildnisse jener Menschen von einst gesehen und ihre armen Hinterlassenschaften, ich hatte mich in ihre Zeit und in ihre Leiden hineinversetzt. Jetzt aber vernünftiger sich auf einmal die Grenzen zwischen Gegenwart und Vergangenheit. Jetzt stand ich vor einer Frau, die 145 Jahre nach jenem tragischen Tage um das Schicksal Marie Antoinettes dachte.

Als sie meine Teilnahme erkannte, wurde sie immer lebendiger, und ihr Lachen war ebenso gespenstisch wie ihr Weinen. Sie fragte mich, ob ich Zeit habe, dann wollte sie mir die Grusfakelle zeigen, wo die Opfer der Revolution schliefen, wo auch das Königspaar gerast hatte, bis Ludwig XVIII. nach 20 Jahren die Gebeine ausgraben und nach St. Denis überführen ließ, wo alle Könige von Frankreich liegen.

Ich hatte Zeit. Sie hüllte sich in einen dünnen Schal aus einem verholten, bläulichen Schleierstoff, in dem sie noch selbstamer, noch geisterhafter aussah. Dann schloß sie den Laden für Heraldik ab — sie mochte ohne mich wenig Kundschafft haben — und führte mich zur Sühnekapelle, zu der „Chapelle Epitatoire“, die Ludwig XVIII. hier, auf dem ehemaligen Friedhof der Kirche St. Madeleine, über den beiden großen Massengräbern der Opfer der Guillotine hatte errichten lassen.

Wir standen vor der Kapelle, über deren Portal die Worte eingegraben waren: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.“ Und es ging mir durch das Herz, daß diese oft mißbrauchten Worte hier wohl zum erstenmal die volle Wahrheit ausdrückten — Freund und Feind, Helfer und Opfer lagen hier nebeneinander an den Strand gepült von derselben roten Blutwoge, brüderlich vereint und im Tode gleich.

Meine Führerin klingelte an der kleinen Glocke. Ein junges Weib öffnete und wollte uns führen und erklären. Aber die alte Dame wehrte ab. „Lass nur, Madelon, ich werde alles sagen, hier weiß ich besser Bescheid als irgend ein anderer Mensch.“

Da ließ sie mich allein mit der unbefriedigten Wiedergängerin. Zutreffen der Wohnung des Pfortners und der eigentlichen Grusfakelle befand sich ein ziemlich großer, rechteckiger Garten, links und rechts lagen die beiden Massengräber unter dem Rasen. Rund herum die kleineren Grabstätten über den Gräbern der 300 Schweizer, die bei der Verteidigung der Tuilerien gefallen waren.

Die Alte reichte den Arm aus: „Sie sind gefallen in fremdem Land für einen König.“

Wie sie so dastand, als sie einer Worte, und ihre Worte hatten die Kraft, die Toten zu beschwören. „Charlotte, Corday!“ ein fast jähliches Lächeln flirrte um den weissen Mund meiner Führerin. „Eines Tages ist sie aufgebroschen von Gien, ihrer Vaterstadt, um die Menschheit von dem Blutband Marats zu befreien. Sie hat geplaudert, mit ihm sei die Schreckenszeit zu Ende, und dafür wollte sie gerne ihr Leben opfern. Sie wußte es nicht, daß alles schon aus der Menschen Hände geallt war und sich, aus sich selbst rollend, vollendete. Ja, sie hat Marat mit einem Dolch getötet, dieses zarte Mädchen, aber nur um eine neue Schreckenswelle heranzuführen und selbst noch kürzeren Leben in die Unsterblichkeit einzubringen. Sie hat ihn gut getroffen, er war ja nackt, er lag in einer Badewanne, wo er im Augenblicke seines Todes eine neue Witze von Personen aufschrieb, die er der Guillotine überantworten wollte. Charlotte Corday wurde von den Soldaten der Republik vor einer heulenden Meute, die sie zerschellen wollte, geschützt und in die Conciergerie gebracht. Sie hatte den Vater des Vaterlandes getötet, darum mußte sie im schwarzen Gewand der Vatermörder zum Schafott fahren. Aber sie trug ihn wie einen Abtinsmantel. Eine Charlotte Corday kann man nicht töten. Ihr war der Tod willkommen und

Angst konnte sie nicht. Sie lächelte, als sie starb. Unter den vielen, die ihren letzten Weg begleiteten, war ein Deutscher, ein Schwärmer. Der wurde trunken von ihrer Schönheit und Seltsamkeit und verführte alle Dritten ihren Namen, bis sie ihn ergriffen und ihr nachliefen. Er beachtete nichts Besseres, es war eine seltsame Zeit, der Dichter war zur Ehre geworden.“

„Und Marat?“ fragte ich, „liegt er auch hier?“ Sie lächelte leise. „Oh nein! Marat wurde im Pantheon beigesetzt. Sie trugen ihn bei Nacht mit brennenden Fackeln dahin, und das Volk kniete nieder und weinte, wo der düstere Zug vorüberkam. Und er war doch nur ein gallischer Krüppel, mißgestaltet und geisteskrank, von Größenwahn und Wahnwitz befallen. Keiner der großen Fackelträger einer gerechten Ordnung! Später haben die Jungen, die goldenen Jungen, seine Gebeine herausgeholt und in die Gasse geworfen, und seine Witwe, wo immer sie wand, zertrümmert. Damals aber mußten die Kinder das Kreuzzeichen vor ihr machen!“

Eine sanfte blonde Frau schritt vorüber: „Kron Elisabeth, des Königs Schwester, die Trösterin! Sie hat nicht geschrieben und geredet, sie hat nur geliebt! Sie hat auch nicht die Feste in Trianon und in Versailles mitgemacht wie die schöne Prinzessin Lamballe, die aus England herbeigeleitet ist, wo sie doch in Sicherheit war, um die königliche Freundin zu retten. Sie konnte nichts für sie tun, konnte nur um sie sterben. Aber ich schweige über ihren Tod, — arme kleine Prinzessin — ich schweige.“ Sie hüllte ihren Kopf in den Schleier ein und hand regungslos in ihre Geschichte verfunken. Bald aber ermachte sie von Neuem, reichte den Arm aus und wies auf einen Zug von Männern, die in heftiger Erregung waren. Die Girondisten! Männer von bedeutenden Anlagen, von philosophischer Bildung von anständigem Benehmen. Sie wollten errichten, was über Menschenmacht war, eine Republik der Tugenden. Sie fielen den Stärkeren zum Opfer.

„Haben Sie den Raum gesehen, Madame, wo sie ihr letztes Mahl aßen? Man hat es in eine Kapelle umgewandelt. Damals war es ein Kerker. Einer war unter ihnen, der wollte nicht unter dem Bell sterben und ließ sich den Dolch ins Herz. Aber der Tote entging dem Schicksal der Lebenden nicht.“

Der Professor Kanonier schritt vorüber, Kopfschüttelnd, als mündere er sich über eine große Dummheit.

Er, der nur still in seinem Laboratorium um Werten der Menschheit arbeitete, der den Sauerstoff entdeckt hatte, dessen Namen Verdruss befiel, er wunderte sich, warum gerade er zur Guillotine verurteilt worden war. „Die Republik hat kein Interesse an der Chemie“, sagten seine Richter; sie waren rohe und dumme Burken und sprachen

80 Kilogramm Belastung bei jedem Schritt

Kampf gegen den Sent- und Plattfuß — Ein Lebel, das nicht sein muß / Von Sportlehrer Edi Polz, Wien



Jahrelang schon führe ich diesen Kampf mit den vielen Hunderten Füßen meiner Schüler. In meiner Eigenschaft als Turn- und Sportlehrer habe ich wohl die beste Gelegenheit, die Fußfehlheiten meiner lieben Schüler und Mitschüler zu beobachten und kennen zu lernen. Und eine traurige, ja beklammende Statistik ergibt sich da für uns Kulturmenschen.

Während bei den Wildvögeln, nach neuesten Forschungen, Sent- und Plattfüße beinahe gar nicht vorkommen, haben von hundert Mitteleuropäern 32 bis 45 Fußfehler aufzuweisen. Von diesen Fußleidenden haben nur 1 1/2 v. H. angeborenen Sent-, Platt-, Spreiz- oder Klumpfuß. Die übrigen 30 v. H. sind diese Fehlbildungen bedingt durch Bänder- oder Muskelverletzungen. Weitere 2 — 3 v. H. leiden durch Verletzungen oder langwierige Krankheiten an mangelnder Funktion der Füße. Und die übrigen 60 v. H. haben, häufigst ungenügend, Sent- und Plattfuß, für den es in Wirklichkeit keine Entschuldigung gibt, da dieses, schon zum Volksübel gewordene Leiden der Füße, absolut nicht sein muß!

Ich stelle die Fußfehlheiten sofort neben die der Zähne. So wichtig, wie gepflegte, gesunde Zähne für die innere Organe sind, so wichtig ist ein gesunder Fuß für den ganzen Scelet- und Muskelapparat des Menschen. Wie viele Fuß-, Knie- und Hüftgelenksbeschwerden, Entzündungen, Erkrankungen, ja selbst Wirbelsäule- und Schulterveränderungen nehmen ihren Ausgang von einer beginnenden oder schon vorgeschrittenen Sentung des Fußskeletts. Wer den anatomischen Aufbau und die physiologischen Funktionen eines Fußes kennt, ist erstaunt

über die geniale, präziseste Anordnung der Knochen, Knorpel, Bänder und Muskeln, die eine elastische Wölbung von unerhörter Dauerkonstruktion darstellt. Begegnungswärtigen Sie sich einmal den Schritt eines Fußes, dessen Eigentümer das netze Gewicht von 80 Kg. hat, 80 Kg. Belastung bei jedem Schritt! Und es sind der Schritte viele, die so ein Mensch durchs Leben



Copyright by Edi Polz, Wien

wandelt. Dazu kommen oft noch Nebenbelastungen, wovon ich nur das Rudel- oder Koffertragen als verbreitetste Fälle annehme. Was aber ist mit jenen Regionen, die 10, 20, 30 und noch mehr Kilogramm, oft als Folge von „guter“ Lebenshaltung dauernd mit sich herum-schleppen und sich, um ihre ohnehin oft viel gelagerten armen „Füßchen“ (in vielen Fällen schon richtige „Blattler“) überhaupt nicht kümmern. Bis der Gang dann mit der Zeit schon jede Ententkonkurrenz schlägt und nur mehr ein müßflames, qualendes vom Fleck Watheln wird. In solchen Fällen ist es allerhöchstes Zeit, Abhilfe zu schaffen.

Badische Schnurren

Erzählt von H. M. G.

An Varen hobens mi ghoasen...! Vorkriegszeit. In einem Lokal der Karlsruher Südstadt. Hier versetzten hauptsächlich Arbeiter, handfeste Männer, die sich vor keinem Teufel fürchteten und eben deshalb auch jeder Wuchterei feindselig gegenüber standen.

Allmählich zwei bis dreimal kam nun in dieses Lokal ein „Fremder“. Nicht nur durch seine respektable Größe und entsprechende Körperfülle, nebst den dazu gehörigen Händen, die ihn sicherlich beängstigten, mit Kommissbrotchen Schüsseln undglücklich zu spielen, zeichnete er sich aus, er sagte auch ein Sprüchlein her. Das war es aber, was den Stammgästen auf die Nerven ging.

Kaum daß er sah, rief er mit einer Stimme, die dem Hören eines brünnigen Sirbels ähnlich klang: „Zenzl, a Maß Bier, awer dall!“ und zu den Anwesenden gewendet, so laut, daß es auch entfernter Sitzende hören mußten: „An Varen hobens mi ghoasen weil i so allmächtig groß und stark bin.“ Das klang wie eine Aufforderung und konnte auf die Dauer nicht unwohlergehen bleiben. Wie aber sollten die Stammgäste dem Proben beistimmen, ohne näheres zu misfuchen

angesehen zu werden, wenn die Sache lächerlich ist? Indessen war in jener Zeit der Satz: „Väterlichkeit löst“ den Verstand einer folgenden Sache. An der Nähe des Lokals war ein freier, geschäftlich, in dem ein wohl schwächlicher und kleiner Kist in der Lebere stand, der aber feinst und gewist war, wie selten einer. Dieser Junge wurde gebogen und sein Weiser, der den „Varen“ kannte, war damit einverstanden und unterstützte das Vorhaben.

Eines Abends kam der „Vär“ wieder, feste sich, beüllte bei der Zenzl (die übrigens gar nicht so heiß und ließ sein Sprüchlein hören). Kaum war aber das letzte Wort aus seinem Munde, da brach der Kist um. Der Junge, wo er schon einige Abende gewartet hatte, auf, nebst auf den „Varen“ zu, schloß dem rechts und links an die Ohren und ist wie der Blitz zur Türe raus.

Wenn jemand glaubte der „Vär“ würde nun explodieren, so war er um seine Erwartungen betrogen, denn dieser stand auf, ariff nach Hut und Mantel und verließ ohne ein Wort das Lokal unter dem schallenden Gelächter der zahlreichen Gäste — auf Nummerzweihundert —

Koiner von Dorlach!

Als in der vormärzlichen Zeit eine der Eufentropen in Berlin starb, begann allerorts das große Mitleiden, wer nun als Nachfolger mit dem Posten betraut würde. In einem Lokal in Dorlach, in welchem der Hilselippshilipp, ein als Original bekannter Mann verkehrte, war am Stammtisch über das gleiche Thema des Vangens und Wreten verhandelt worden. Einer fragte den am Lebentisch sitzenden H., nach dessen Meinung. Der hatte, wohl geschäftig, aber doch so viel von der Unterhaltung geschonnt, daß er begriff. Mit überlegenem Handreich durch die Luft erklärte er: „Do kommt a widerder Koiner von Dorlach hier.“

Er hatte Recht behalten. Derleite Mann, ein Fußballfanatiker wie er im Buch steht, sah auf der Straße einem Trupp „Bandarenbenmarie“, so wie sie eben eine Unvollferkanal reinigte, zu welchem Zweck einer der großen eisernen Deckel offen stand. Einem dort vorkommenden Spieler, der Mannschafft, die am vergangenen Sonntag verloren hatte, geigte der Hilselippshilipp mit folgenden Worten seine Meinung: „Do biste Gid nonner-schmeiß, wenn e Gid do häit, alle schamme, Ihr Brähmisch!“

Göz von Beelichingen



Ja sollt Ja sein und Nein sollt Nein sein. Aus der großen deutschen Kunstausstellung, München Ernst Dombrowski, München Aufnahme: E. Schmauß, München

sich mit St. Justus Pistole das Hirn zerfuchtern, aber er schoß fehl, er traf nur sein Mundwerk. So mußte er lümmel bleiben bis zuletzt. Stumm, bis zu dem letzten Schrei auf dem Schafott, jenem Schrei, der sich über das Volk hinwegwog, mit dem er starb, und mit dem die Revolution gestorben ist.

Dem mit ihm war sie tot. Niemand war sein Erbe. Es gab noch Bluturteile, es gab Hungerrevolten, es gab Gewalttaten und Massenaufrände. Aber die Revolution war tot, als Robespierres Kopf fiel. Niemand konnte sie mehr erwecken.

Geben Sie nun dort hinein, Madame, gehen Sie in die Grusfakelle, wo der König und die Königin geschlafen haben, sie ist leer.“

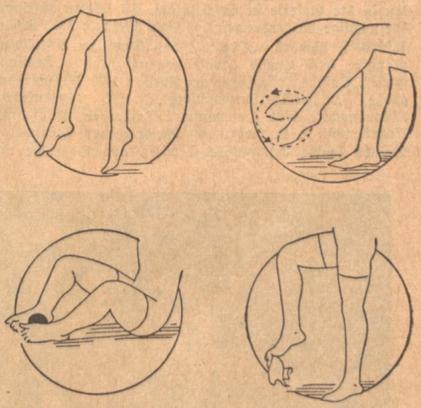
Ich ging in die Grusfakelle. An der Schwelle wandte ich mich um. Die Alte hatte sich auf eine der feillichen Grabplatten hingeleiert. Da sah sie, ganz in den Nebelschleier gehüllt, den Kopf in die Hände gestützt und meinte: Ja, sie meinte um Marie Antoinette, 145 Jahre nach ihrem Tode.

Sent- und Plattfüße sind aber nicht nur ein Prädisat der Erwaachsenen. Jeder gibt es da so viele Kinder, die schon richtig mitzuscheln. Was tun dagegen? Spricht Mutter und Vater... Wo liegen überhaupt die Ursachen des Volksübel? Unrichtige Fußbildung Nr. 1, schlechter Gang Nr. 2, mangelnde Fußgymnastik und Ouglene Nr. 3.

Was geschieht, wenn Fußschmerzen auftreten? Also erste Hilfe Einlagen in die Schuhe. Arposos Einlagen! Gewiß helfen sie in den meisten Fällen den Schmerz lindern, aber verhüten ein Fortschreiten der Sentung des Fußskeletts. Was immerhin schon etwas ist. Aber helfen können Einlagen den Sentfuß nicht, da sie ja lediglich eine passive Stütze des geschwächten Muskelapparates bilden. Nur durch festes, aktives Training und Bewegen können schwache Muskeln wieder gestärkt werden.

Also erkens den Arzt fragen, wenn Schmerzen in den Füßen auftreten oder wenn etwas unklar ist. Denn richtige Schuhe (nicht zu klein und zu eng, auch nicht zu groß). Zweitens, richtig gehen lernen! Fußspitzen parallel nach vorne. Auch bei ruhigem Stehen. Füße immer parallel, die Fußspitzen nicht nach außen gedreht. Drittes Fußgymnastik:

Übung 1: Jeden Tag im Zimmer abends oder morgens von 2-6 Minuten (allmählich steigern) auf den Fußspitzen herumgehen.
Übung 2: Im Stehen den Fuß aus dem Sprunggelenk nach innen ziehen, je 12-20 mal.
Übung 3: einen kleinen Ball oder einen Kugel im Stehen zwischen den Fußspitzen rollen (1-3 Minuten).



Übung 4: Kleine Gegenstände mit den Behen aufstreifen und eine Zeilang das Bein eventuell schwingen, ohne den Gegenstand (Weißt, Stüchchen Holz, Zündholzfackel, Taschentuch, zusammengeknülltes Papier) zu verlieren.

Vielleicht ist es mir möglich, in einer der nächsten Nummern mehr Übungen im Kampf gegen Sent- und Plattfuß (evtl. illustriert) zu bringen. Als Grunddrainage empfehle ich aber vorstehende Übungen schon allen jenen Personen, bei denen Sent- und Plattfuß als Berufserkrankung anzusehen ist, z. B. Keller, Verkäufer, Touristure, wie überhaupt allen, die viel zu stehen und zu gehen haben. Ebenfalls sind regelmäßige Fußbäder.

Zudemfalls greifen Sie meine Kampfanlage auf und achten Sie einmal auch auf Ihre vielgelagten „Füßchen“, denn gerade unsere heutige Zeit erfordert Menschen, die auf gelunden und starken Füßen stehen müssen. Darum Kampf dem Feind unserer Füße, dem Sent- und Plattfuß!

Karlsruhe erlebt den Ausmarsch 1914

Historische Bilder
aus den ersten Augusttagen
vor 25 Jahren



Der Ausmarsch des Leibgrenadier-Regiments 109 durch die Kaiserstraße

Extrablatt der Karlsruher Zeitung
Stadtsanzeiger für das Großherzogtum Baden

Karlsruhe, den 1. August 1914, abends

Mobilmachung!

Beim Generalstabschef ist folgender Befehl eingelaufen:

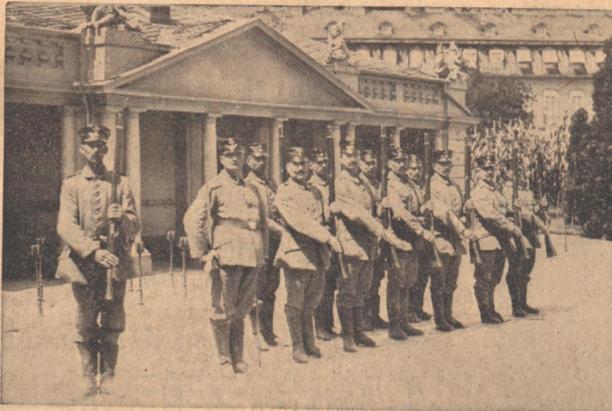
Mobilmachung befohlen

Erster Mobilisierungstag: 2. August.

„Kriegsministerium“

Extrablätter verkünden die Mobilmachung

Genau ein Vierteljahrhundert trennt uns jetzt von jenen schicksalsschweren Tagen, da die Kriegsfackel zündend in das, von böswilligen und unfähigen Diplomaten sorglich gehäufte, europäische Pulverfaß einschlug. Schmerzlich bewegt aber zugleich voll berechtigten Stolzes gedenkt das deutsche Volk heute jener Stunden, als die Blüte der Nation hinaus zog in das gigantische Ringen gegen eine Welt von Feinden. Und wenn in diesen Tagen in manchen Ländern abermals verbrecherische Elemente am Werke sind und den Völkern einreden wollen, daß eine neue europäische Katastrophe unabwendbar sei, so mögen sich die verantwortlichen Staatsmänner jener Staaten einmal der Augusttage des Jahres 1914 erinnern und mögen sich klar darüber werden, daß Deutschlands Wehrkraft heute noch unvergleichlich größer ist als damals, daß heute die ganze geballte Kraft eines Achtzigmillionenvolkes in fanatischer Einigkeit hinter einem Manne steht, der den Frieden liebt, aber den Krieg nicht fürchtet.



An die Stelle der aktiven Wache vor dem Schloß ist Landwehr getreten

Aufnahmen: Armeemuseum (2), Bauer (2), Ansmann-Archiv (1)



Die Vereidigung des Regiments 109 auf die Fahne vor dem Ausmarsch



Antreten und Sammeln auf dem Kasernenhof in der Moltkestraße



Auf dem Karlsruher Bahnhof herrscht Hochbetrieb